

REBECCA CHACE

Abschied von Rock Harbor

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Barbara Schaden

BLOOMSBURY BERLIN

BLOOMSBURY PUBLISHING • LONDON • NEW YORK • BERLIN



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften
Zert.-Nr. GFA-COC-001223
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Die Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel

Leaving Rock Harbor

bei Simon & Schuster, New York

© Rebecca Chace, 2010

Für die deutsche Ausgabe

© 2010 Berlin Verlag GmbH, Berlin

BLOOMSBURY BERLIN

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung:

Rothfos & Gabler, Hamburg

Gesetzt aus der Stempel Garamond

durch hanseatenSatz-bremen, Bremen

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2010

ISBN 978-3-8270-0940-1

www.berlinverlage.de

*meinem Vater, James Clarke Chace, zum Andenken (1931–2004)
und für Pesha und Rebecca*

Ein Mann kann selbst entscheiden, was er mit seinem Leben anfängt«, sagte Papa, nachdem es passiert war, zu mir, denn ich war die Einzige, mit der er redete, als er tagaus, tagein bei zugezogenen Vorhängen im oberen Zimmer des Hauses in Poughkeepsie lag und Verbände um die Handgelenke hatte, die nie in meiner Gegenwart gewechselt wurden. Seine Stichel hatte man ihm abgenommen – für immer, dachten wir alle.

»Was soll ich ihm sagen?«, fragte ich Mutter, als ich herunterkam. Erbost und mit trockenen Augen blickte sie zu mir auf. »Nein, kann er nicht. Sag ihm, dass er das nicht mehr entscheiden kann.«

Benommen stand ich da und blickte an ihr vorbei auf das hellgelbe Kreuz an einem Nagel über der Tür. Ich hatte es selber gemacht, im Vorjahr, als wir in der Kirche aus langen Schilfblättern Kruzifixe für den Palmsonntag geflochten hatten; Grün hatten sie begonnen und waren inzwischen zu Gelb vertrocknet.

»Los, geh«, sagte Mutter.

Udenkbar, so etwas zu meinem Vater zu sagen. Er war derjenige, der mir sagte, was ich tun sollte, nicht umgekehrt.

Papa weigerte sich, mit ihr zu reden. Der Arzt fand, man solle ihm seinen Willen lassen, wenn er sich dann nicht aufrege. Ruhe sei das Wichtigste für seine Nerven. Mutter hatte Papa vier Tage zuvor im oberen Bad gefunden, in der Wanne, und wurde seither dafür bestraft. Seltsamerweise sagen einem die Leute, man könne sich doch glücklich schätzen, und meinen damit, dass die Eltern auch beide tot sein könnten, statt dass sich der eine Elternteil vom Unaussprechlichen erholt und der andere vom eigenen Gatten.

Da klafft ihm die Haut beider Handgelenke weit auseinander, und trotzdem knallt er ihr die Faust ins Gesicht, und sie taumelt und fällt erst gegen das Waschbecken und dann auf den kühlen Boden. Die kleinen sechseckigen Fliesen waren geschrubbt worden, aber in den Fugen hielt sich ein hartnäckiges Hellrosa. Ich sah jeden Tag nach. Es hätte schlimmer kommen können, wiederholten die zwei älteren Schwestern meiner Mutter bei ungezählten Tassen Tee, als weideten sie sich an der Vorstellung. Wir hatten das Haus nicht verlassen, seitdem es passiert war, und ich dachte, wir könnten auch nie wieder aus dem Haus gehen. Für den Rest meines Lebens kämen und gingen die Tanten, brächten Essen und säßen bis tief in die Nacht mit Mutter in der Küche, während ich oben allein bei Papa wäre. Es war Anfang Januar, der Hudson war bis zum anderen Ufer zugefroren; seit Ewigkeiten war alles verschneit, und ich konnte mich schon nicht mehr an Weihnachten erinnern. Ich war vierzehn.

Ich musste dauernd an dieses warme rote Wasser in der Badewanne denken, aber ihn mir nackt vorzustellen, davor scheute ich zurück; das fand ich verstörender, als ich mir eingestand. Wäre es nach seinem Willen gegangen, hätten ihn der Coroner und andere Fremde nackt gesehen. Mutter und ich waren übernachtigt und hatten schon fast keine Tränen mehr; ihr Gesicht war immer noch bleich und verquollen. Vielleicht konnte er wegen ihres Gesichts nicht mit ihr reden. Sie wechselte ihm die Verbände und gab ihm seine Dosis Laudanum, aber sobald sie ins Zimmer kam, drehte er sich zur Wand – er, der sie immer auf den Schoß gezogen und in aller Öffentlichkeit ihre Hand gehalten hatte, was ihr peinlich war.

»Geh rauf und sag's ihm«, wiederholte sie.

»Sag *du* es ihm«, antwortete ich, überrascht, dass es mir auf einmal egal war. Normalerweise war ich diejenige, die immer alles zu wichtig nahm. Nie konnte ich fünfe gerade sein lassen, und Mutter sagte immer, ich würde mich noch zu Tode sorgen, aber ich verstand wirklich nicht, weshalb man *nicht* ständig Fragen stel-

len sollte. Ob es früh am Morgen oder spätnachts war, ließ sich schwer sagen; es war totenstill, nur an den froststarrten Bäumen vor dem Haus knackte ab und zu mal ein Zweig. Zu diesen Zeiten verlangte Papa meine Anwesenheit am dringendsten und wollte reden, reden, reden. Eigentlich hätte ich Mutter alles, was er sagte, weitererzählen sollen, und ich gab mir ja auch Mühe, alles zu behalten, aber er redete so viel, und ich wurde immer so schläfrig.

Mutter stemmte sich heftig vom Tisch auf, und ich war schon darauf gefasst, angeschnauzt zu werden, aber sie nickte mir nur einmal knapp zu und ging dann geradewegs nach oben. Als ich endlich einschlief, redeten sie immer noch, und von da an ignorierte Mutter die Anweisungen des Doktors.

»Er muss arbeiten«, sagte sie zu ihren Schwestern, die ihr die Idee, wegzuziehen, ausreden wollten. »Und zwar als Kupferstecher.« Mein Großvater hatte ihm die Chance gegeben, als Baumwollmakler für ihn zu arbeiten, aber nachdem Grandpa gestorben war, wurde Papa wieder, was er damals in England, in Manchester, gewesen war – Kupferstecher für Stoffmuster, ein Fabrikarbeiter. Papa fing immer ganz groß an, aber ich war inzwischen alt genug, um zu erkennen, dass seine Begeisterung nicht lange vorhielt, und den Verdacht zu hegen, dass vielleicht nicht die Welt daran schuld war, wenn bei Papa wieder mal was schiefging. Mutter entdeckte eine Anzeige, dass in Rock Harbor Facharbeiter gesucht wurden, und zwei Monate später standen wir drei an der Reling eines Schiffs, das uns vom Rhode Island Sound den Sakonnet River flussaufwärts brachte. Wir waren von New York aus mit der Fall River Line gefahren und dann in ein kleineres Fährschiff nach Rock Harbor umgestiegen. Entlang dem Ufer standen so viele Fabriken, dass es aussah, als führen wir mitten in eine Wolkenbank hinein – ein rauchverhangener Horizont unter blauem Aprilhimmel.

Der Aufbruch war ganz schnell vonstattengegangen, und Mutter hatte nur auf einem bestanden: ihre Rosen mitzunehmen. Sie grub sie in allerletzter Minute aus, damit sie die größten Über-

lebenschancen hätten. Von unserem Abschied an diesem Morgen zeugten in unserem Garten vier Quadrate aufgewühlter Erde. Mutter hielt die in Lumpen und Zeitungen gewickelten Rosen den ganzen Weg bis Rock Harbor in den Armen und sah, wie ich fand, mit ihrem schmutzigen Bündel aus wie eine kummergebeugte Einwanderin. Als wir von Bord gingen, genierte ich mich neben ihr auf der Landungsbrücke und hängte mich stattdessen bei Papa ein. Trotz des Vorgefallenen war nicht er mir peinlich, sondern sie. Mutter war immer elegant gewesen, groß genug, um das Gewicht zu tragen, das sie im Lauf der Jahre zugelegt hatte; sie hatte eine stämmige Gestalt und eine besorgte Miene. Das schwere kastanienbraune Haar, das sie jeden Morgen bürstete und aufsteckte, war der einzige Luxus, den sie sich zugestand, doch außer mir und Papa bekam niemand sie je zu Gesicht, wenn sie dieses Tau einmal löste und das Haar offen über den Rücken fallen ließ. Ich selbst hatte praktisch noch gar keine Figur, und als ich einmal mit Zitronensaft experimentierte und mir einen Sommer lang das Haar damit spülte, um den rotgoldenen Farbton zu bringen, wie sie ihn hatte, trocknete es nur zu einem steifen Hellbraun. Am Tag unserer Ankunft in Rock Harbor aber sah ich meine Mutter zum ersten Mal mit anderen Augen und wünschte, sie wäre mir fremd.

Sie war vierunddreißig, genauso alt, wie ich heute bin. Jetzt ist mir klar, wie erschüttert sie damals war und wie sehr sie ihn geliebt haben muss. Heute, an diesem schwülen Nachmittag mit seinem fremdartigen Licht, an dem ich hier draußen sitze, Briefe schreibe und wieder zerreiße, bin ich weit weg von Rock Harbor und kann die Geschichte erzählen. Meilenweit von zu Hause. Ich würde gern sagen, dass ich nicht weiß, wie alles gekommen ist, aber das mag falsch sein. Das Leben lässt sich leicht voraussehen, wenn jede Entscheidung, die man trifft, zweierlei Ursachen hat: zu viel Angst und zu viel Glück.

1916 schien Rock Harbor der ideale Ort zu sein, und ich war nicht die Einzige, die so dachte. In den Kriegsjahren verdienten alle gut.

»Diese Stadt ist auf Granit gebaut«, sagte Papa, als ich ihn an meinem ersten Schultag zu seiner allerersten Schicht in der Fabrik, der Flint Mill, begleitete. Er strich leicht über die Torpfosten. »Guter Stein. Neuenglischer Stein.« Papa war 1884 eingewandert, unter dem Arm die lange Metallkiste mit seinem Werkzeug und am Leib sämtliche Kleidungsstücke, die er besaß. Er war zehn Jahre älter als Mutter, und man sah es ihm am Gesicht an, auch an seinen sehnigen Armen. Er hatte die kompakte Statur eines Walisers, und mit seinen frisch geschnittenen Haaren sah er wirklich schick aus. Er fing alles gut an – obwohl es ihm sicher widerwärtig war, wie ihn Frau und Tochter keine Sekunde lang aus den Augen ließen.

Wir hatten beide Angst, ihn zu verlieren.

Von der Borden Highschool ging ich immer allein nach Hause, jeden Tag. Ich tat, als wäre es mir egal, aber innerlich fühlte ich mich hässlich und wie aussätzig. Ich war mitten im Schuljahr gekommen, und zu allem Überfluss hatten sie mich in die Zehnte gesteckt, eine Klasse höher, weil in Poughkeepsie die Schulen besser waren. Im Februar war ich fünfzehn geworden, aber ich sah immer noch jünger aus als die anderen. Den portugiesischen Mädchen wäre es nicht im Traum eingefallen, mit mir nach Hause zu gehen, und die Irinnen und Frankokanadierinnen klebten zusammen wie Pech und Schwefel. Unter meinen Klassenkameradinnen gab es keine, mit der ich mich unterhalten konnte.

In Poughkeepsie hatte ich so viele Verwandte in der Schule gehabt, dass ich mir nie neue Freundinnen suchen musste. Dass mich die Mädchen in meiner Klasse nicht mochten, war mir egal, denn ich war wild wie ein Junge, und wenn meine Kusinen meine schlechten Manieren missbilligten, nahmen mich meine Vettern in Schutz. In Rock Harbor war ein dauerndes Kommen und Gehen, die Kinder blieben so lange, wie ihre Eltern Arbeit in der Fabrik hatten. In der Schule musste man gleich am ersten Tag Ein-

druck machen oder gar nicht, und ich fand es entsetzlich, dass ich so gewöhnlich war. Ich versuchte ja gar nicht, meine sprießenden Brüste unter den Zierfalten meiner Kleider zu verstecken wie früher in Poughkeepsie, dennoch sahen mich die Mädchen schief an, und ich fühlte mich von allen wie ausradiert, zu jähem Schweigen gezwungen. Die Irinnen und Kanadierinnen nannte ich insgeheim »Corkies« und »Canucks«, genau wie die Viertel, in denen sie wohnten, und ich begriff rasch, dass unsere Gegend trotz der neuen Häuser, die von der Flint Mill für Nauankömmlinge wie Papa gebaut worden waren, die schlimmste war. Zwar bekam ich den richtigen Tonfall nicht hin, aber ich lernte zu sagen, wir wohnten »in der Flint-Siedlung«. Das war das Portugiesenviertel – »Patugiesen« sagten sie in Rock Harbor, die Silben so scharf zusammengezogen wie ein Peitschenhieb.

Jeden Tag holte ich Papa nach Schichtende von der Fabrik ab, und samstags brachte ich ihm das Mittagessen. Mama und ich verloren kein Wort darüber; es war uns beiden wichtig, dass er auf direktem Weg nach Hause kam. Die Schicht endete erst um fünf, so dass ich zwei Stunden lang ziellos durch die Oberstadt streifte, wo die Fabrikanten und die Baumwollmakler lebten; von der Corky Row ging es steil den Hügel hinauf. Ich sah sie mir sehr genau an, diese Häuser mit ihren kiesbestreuten Zufahrten, die sich im Halbkreis zur geschlossenen Haustür schwangen. Davor waren makellose Rasenflächen und Rhododendronbüsche mit einer Einfassung aus dunkelblauem Immergrün, aber ich sah nie jemanden im Garten arbeiten. Entlang der Highland Avenue stand eine ganze Reihe herrschaftlicher Villen, und ich hatte ein Lieblingshaus, hellgelb mit vier weißen Säulen zur Straße hin. Auf der einen Seite der breiten hölzernen Freitreppe zur Eingangstür stand erwartungsvoll eine überdachte Gartenschaukel. Dieses Haus sah perfekt aus, genau so, wie es aussehen sollte, nicht wie diese nachgemachten Lebkuchenhäuser oder Backsteinschlösschen.

Einmal, als ich dort spazieren ging und tat, als gehörte ich in die Highland Avenue, kam Joe Barros auf einem knallroten Fahrrad

aus dem Garten neben »meinem Haus« herausgeschossen. Es war in der Woche nach Ostern, und es stoben schon Wolken abgefallener Blüten durch die Straße. Joe, der mit einer Hand ein paar Geldscheine in seine Hosentasche stopfte und mit der anderen lenkte, sah mich zuerst nicht.

Als er mich dann doch sah, schlug er, immer noch mit einer Hand in der Tasche, einen unfreiwilligen Haken.

»Hallo.« Er wirkte seltsam nervös, sehr anders als in der Schule. Ich wusste, wer er war: Kapitän der Basketballmannschaft und bester Freund von Winslow Curtis, obwohl er Portugiese war. Daher kamen auch seine schwarzen Haare und diese Haut, die fast dieselbe Farbe hatte wie seine alarmierenden braunen Augen. Die waren heller, als man erwartet hätte, allerdings war ich zu schüchtern, um seinem Blick lange standzuhalten.

»Hallo.« Ich war nicht sicher, ob ich so tun sollte, als hätte ich das Geld nicht gesehen.

»Frances, oder? Frances Ross.« Nie hätte ich gedacht, dass er meinen Namen wusste, und sofort beschloss ich, dass ich nichts gesehen hatte.

»Frankie«, sagte ich. Frances war reserviert für Fremde und für elterliche Konflikte.

Er blickte die Straße auf und nieder. »Was tust du hier?« Vorsichtig zog er die Hand aus der Tasche.

»Nichts. Spazieren gehen.«

»Winslow wohnt hier«, sagte Joe, als hätte ich ihn gefragt. »Er hat mir sein Fahrrad geschenkt, er hat jetzt einen Ford T.«

»Winslow Curtis?« Ich fragte mich, wo Winslow wohl war und was es mit diesem Geld auf sich hatte. Dass mein Lieblingshaus Winslow Curtis gehörte, wunderte mich nicht. Winslows Vater war Senatspräsident des Staates Massachusetts. Die Leute aus unserem Viertel sagten, er habe seinen Sohn nur deshalb in die Borden Highschool statt an die Tabor Academy geschickt, weil er auf die Wählerstimmen der Portugiesen schiele. Und zum Ausgleich habe er Winslow ein Segelboot gekauft.

Ich fragte mich, ob Joe wohl log. Über portugiesische Jungen wurde ja alles Mögliche geredet.

»Willst du nach Flint mitfahren?«

»Auf dem Rad?«

»Bist du nie auf einem Rad mitgefahren?«

»Nein«, sagte ich, »und ich will auch nicht heute damit anfangen.«

Er lachte und umkurvte mich angeberisch. »Mädchen dürfen das ja auch gar nicht. Aber du bist aus Poughkeepsie, oder?«

»Woher weißt du das?«

Er hielt an, stützte sich mit den Fußspitzen auf dem Pflaster ab und wippte auf dem Ledersattel.

»Mit meiner Schwester machen wir's so, dass sie auf dem Sattel sitzt und ich trete. In Poughkeepsie machen das doch alle Mädchen, nicht?«

Bei der Idee wilder Mädchen in Poughkeepsie hätte ich beinahe grinsen müssen.

»Wie wär's, wenn wir woandershin gehen, damit du's lernst?«

»Ich muss das nicht lernen.« Ich setzte mich wieder in Bewegung und hoffte, er käme nach. Er kam nach.

»Ich lass dich nicht runterfallen, versprochen.«

Es war etwas in seinem Tonfall, das mich stutzen ließ. Jetzt scherzte er nicht mehr, und ich musste den Blick abwenden, als ich sah, wie er mich anstarrte.

»Was für Geld hast du da eingesteckt?«, fragte ich. Er wippte nicht mehr auf dem Sattel, und auf einmal war es sehr still. Er gab keine Antwort.

»Ich hab mich nur gewundert, als ich's gesehen hab.«

»Das gehört Winslow. Wir haben eine Vereinbarung.«

»Wieso gibt er dir Geld?«

»Warum fragst du so viel?«

»Es hat einfach komisch ausgesehen.«

»Er hat's mir gegeben.«

Er stieß sich ab, und ich dachte, er würde einfach davonfahren,

aber er kurvte nur wieder im Kreis. Ich blieb, wo ich war. Warum sollte ich nicht so viel fragen? Und warum war er so nervös?

»Ich lüge nicht«, sagte Joe leise. »Von dem Geld weiß niemand was außer Winslow und jetzt dir.«

Ich betete, dass das stimmte. »Ich sag's nicht weiter«, antwortete ich. »Ich hab sowieso niemanden zum Reden.«

Wir blickten aneinander vorbei, und ich hoffte, er glaubte mir. Joe ließ die Füße über den Gehsteig schlurfen und drehte sich zu Winslows Haus um.

»Wenn du nicht mitfahren willst – vielleicht wollen ja deine Bücher? Es passiert ihnen nichts.«

Er nahm mir so vorsichtig die Bücher ab, dass ich ihm schlichtweg alles anvertraut hätte, und zum ersten Mal, seit wir in Rock Harbor wohnten, hörte ich auf, mir alle zehn Minuten Sorgen um Papa zu machen. Joe fuhr den ganzen Weg bis zur Fabrik neben mir her, und immer wenn er zu weit voraus war, radelte er in einem großen Kreis wieder zurück. Er erzählte von der Arbeit in der Weberei.

»Vorläufig hab ich nur eine Samstagsschicht. Ich brauche die Schulausbildung«, sagte er. »Ich will ja nicht für immer Fabrikarbeiter sein. Da hab ich andere Pläne.«

»Was kannst du denn sonst noch?«

»Basketball spielen, schwimmen, segeln, Rad fahren und dich überreden, dass du mich deine Tasche tragen lässt.«

»Papa sagt, was Besseres als die Fabrikarbeit gibt's hier nicht.«

»Dein Vater ist Kupferstecher, oder? Aus England? Meiner war ein Pflücker aus São Miguel, von den Azoren. Er hat in der Kardierei gearbeitet. Dort ist den ganzen Tag dicke Luft.«

»Das würde ich gern sehen.« Ich trat gegen den Bordstein. »Meine Mutter sagt, ich muss erst die Schule fertig machen, damit ich eine Arbeit in der Buchhaltung kriege. Sie sagt, Papa arbeitet, um mich von den Fabrikhallen fernzuhalten.«

»Da hat sie Recht.«

Ich warf ihm einen Blick zu. Er hatte keine Ahnung, wer ich war. Ich ließ mich von niemandem wie ein Baby behandeln.

»Du hast ja selbst gesagt, dass du nie drin warst«, fügte er hinzu.

»Warum nimmst du mich nicht mal mit?« Ich war stehen geblieben. »Ich könnte dich an einem Samstag begleiten.«

Inzwischen waren wir vor dem Fabriktor angelangt, und Joe schwang sich vom Fahrrad und reichte mir meine Bücher. Der Lederriemen, der sie zusammenhielt, war warm von seinem Rücken. Papa wartete vor der Färberei, und als er uns entdeckte, kam er eilig auf uns zu. Ich wollte nicht, dass Joe ihn traf, dass er ihn kennenlernte, dass er irgendwas fragte. Joe sah meine Miene und drehte den Kopf zu Papa.

»Ich kann dich nicht in die Fabrik mitnehmen«, sagte er und wendete rasch sein Rad. »Deinem Vater wäre es nicht recht, und dann könnten wir uns nicht mehr sehen.«

Von da an kreuzte Joe regelmäßig auf, sobald ich morgens das Haus verlassen hatte und um die Ecke gebogen war, und begleitete mich zur Schule. Nach dem Unterricht sah ich ihn nie, und seitdem ich wusste, dass das gelbe Haus in der Oberstadt der Familie Curtis gehörte, ging ich nicht mehr in die Gegend. Warum jemand wie Joe überhaupt mit mir redete, war mir ein Rätsel. Vielleicht, weil ich von woanders herkam oder weil es für mich noch so ungewohnt war, dass mir ein Junge Beachtung schenkte, dass ich immer sagte, was ich dachte. Trotzdem fand ich es merkwürdig, dass Joe Barros mich beachtete. Jeder mochte ihn, er war allseits beliebt. Im Basketball war er so gut, dass sie ihn zum Mannschaftskapitän gemacht hatten, obwohl er Portugiese war. Zwei Wochen bevor wir hergezogen waren, hatte das Team die Meisterschaften von Massachusetts gewonnen, und die Leute wechselten eigens die Straßenseite, um mit ihm zu sprechen. Aber das lag nur zum Teil am Basketball. Er steckte die ganze Zeit mit Winslow zusammen, und beide nahmen sich so, als spielte es keine Rolle, dass Joe Portugiese war. Dabei spielte es für alle anderen sehr wohl eine Rolle, sogar für

mich. Wie er mich jeden Tag zur Schule begleitete, aber nie fragte, ob wir uns nachher mal träfen, wie er mich ansah und nie Anstalten machte, mich zu küssen ... Niemand sollte wissen, dass wir jeden Morgen miteinander redeten. Sobald die Borden Highschool in Sicht kam, fuhr er los, als wären wir nicht die letzten zwanzig Minuten zusammen gegangen. Vielleicht sind die Portugiesen alle so, dachte ich. Vielleicht mochte ich ihn umso mehr, weil er Portugiese war. Wie hübsch ich war, wusste ich damals noch nicht.

Am letzten Sonntag im Juni, etwa eine Stunde, nachdem wir von der Messe zurück waren, geschah etwas Außerordentliches: In dem neuen Ford Modell T fuhren Winslow Curtis und seine ältere Schwester Alice mit Joe auf dem Rücksitz vor unserem Haus vor. Wäre Joe nicht dabei gewesen, hätte ich gedacht, dass sie sich in der Adresse geirrt hatten. Am Wochenende sah ich Joe nie, obwohl ich ständig daran denken musste, dass er nur ein paar Querstraßen weiter seine Samstagsschicht ableistete. Alice Curtis war älter und nie auf der Borden High gewesen, aber dass sie eine Curtis war, sah man an ihrem Kinn, das wie ein Dreieck vorstand, an ihrem schwarzen Haar und der blassen Haut. Für mich waren die Curtis-Geschwister wie ein Göttergeschlecht. Joe hatte mich Winslow einmal vorgestellt. Ich sah ihn im Schulhof und auf dem Flur, aber ich war sicher, dass er mich gleich wieder vergessen hatte. Mutter zog mich ins vordere Zimmer, und Papa trat auf die Veranda hinaus.

»Das ist Joe Barros«, sagte ich zu ihr. »Er ist an derselben Schule wie ich, und Winslow Curtis ebenfalls. Sie kenne ich nicht, aber ich glaube, es ist Winslows Schwester.«

»Warum sind sie hier?«

»Weiß ich nicht.«

In der Schule benahm sich Joe, als kenne er mich kaum, und ich nahm es ihm nicht übel. Er war ein Jahr über mir, und ich war unsichtbar. Mit dem Ende des Schuljahrs, vor anderthalb Wochen, hatten auch unsere gemeinsamen Morgengänge aufgehört.

»Was hast du angestellt?«

»Nichts. Ich stelle nie was an!«

»Was kann ich für Sie tun?« Papas Stimme war anzuhören, dass er sie loswerden wollte, und Mutter und ich sahen einander an. Mit Unvorhergesehenem kam Papa nicht gut zurecht. Ich drückte die Nase ans Fenster, bis Mutter mich zurückriss und zwang, ordentlich neben ihr zu sitzen. Sie hatte im Garten gearbeitet, und jetzt faltete sie ihre lange, schmutzige Schürze, die sie hastig abgenommen hatte, zusammen und stopfte sie unter das Polster des rosshaargefütterten Zweiersofas, ohne die Erde abzubürsten. Ich starrte sie an.

»Sie wollen bestimmt hereinkommen«, kam sie mir zuvor.

Wirklich stieg Winslow die Stufen herauf und schüttelte Papas Hand, als wäre an diesem Besuch nichts Ungewöhnliches. Ich wandte die Augen nicht vom Fenster. Papas Gesicht verzog sich zu einer Miene, die nicht ganz ein Lächeln war. Winslow tippte sich an den Strohhut, lief zum Auto zurück, öffnete die Motorhaube und winkte Papa zu sich her. Mir war klar, dass Papa nach einem Fluchtweg suchte, aber inzwischen scharten sich bereits die Männer aus der Nachbarschaft neugierig um den Wagen. Papa blickte sichtlich panisch anderswohin. Winslow entfernte sich ein paar Schritte und sagte etwas Unhörbares, aber die anderen Männer wichen daraufhin erwartungsvoll zurück. Papa sah Winslow, der mit seinem glatten Glückspilzgesicht unten vor der Veranda stand, atmete tief durch und ging die Stufen hinab. Winslow ließ ihm allen Platz, den er brauchte.

»Gott sei Dank«, sagte Mutter leise. Sie starrte noch angestrengter aus dem Fenster als ich. Papa beugte sich vor, und Winslow trat neben ihn und deutete auf den Motor.

»Gott sei Dank«, sagte sie noch einmal.

Joe und Alice klopfen nicht einfach mit dem Knöchel an die Tür, sondern benutzen den Türklopfer und starrten in die mattierte Glasscheibe, als hätten sie nicht gesehen, dass wir direkt rechts